

Vermischtes.

— Ein vergrabener Schatz, oder vielmehr ein eingemauerter, ist in Per v i g n a n ans Licht gezogen worden. Dort waren Arbeiter in einem Hause dabei, eine Wohnung für einen neuen Mieter herzurichten. Sie mußten zu diesem Zweck in einem der Zimmer einen alten, geschnitzten Sessel, der halb in die Mauer eingelassen war, entfernen. Hinter diesem Sessel entdeckten sie auf die Wand gemalt ein Zerrbild des — Teufels. Sie wurden nun neugierig, untersuchten die Wand und fanden, daß sie hinter dem Bilde einen Hohlraum enthielt. Beim Öffnen dieses stießen sie auf eine geheime Feder. Sie schnellte hoch, es fielen mehrere Mauersteine heraus, eine eiserne Tür öffnete sich von selbst und enthüllte einen Geldschrank, der in die Mauer eingelassen war. Er enthielt eine große Summe in Gold und Banknoten. Zugleich fand sich auch ein Schriftstück vor, das Testament eines früheren, längst verstorbenen Mieters jener Wohnung, eines Sonderlings, namens Monier. Er hatte sich, wie sein letzter Wille dartut, mit all seinen Verwandten überworfen und sich deshalb entschlossen, diese sämtlich zu enterben. Sein Vermögen, so bestimmte er, solle dem gehören, der es fände. Das haben nun die Maurer getan, und sie sind so plötzlich zu reichen lachenden Erben geworden.

— Kaiser Wilhelm ist ein guter Schütze. Als er vor zwei Jahren den Sauerpark bei Springe besuchte, ereignete es sich, daß bei einem Jagen auf Sauen das Wild sehr schlecht lief und wiederholt längere Pausen eintraten. Ungeduldig stand Oberjägermeister Frhr. v. Heinke neben dem Kaiser. Doch dieser faßte die Sache humoristisch auf, scherzte über die Keiler, die nicht zur Stelle kamen, und schob inzwischen nach fernstehenden Gegenständen. Auf etwa 120 Meter Entfernung war an einem Baumstamm ein Schild angebracht mit der Aufschrift: „Nach dem Drakenberg.“ Der Kaiser sah durch sein Jagdglas, ebenso der Oberjägermeister. „Welchen Buchstaben soll ich treffen?“ fragte der Kaiser. „Das große D,“ antwortete v. Heinke. Da fiel der Schuß. „Und nun?“ fragte der Kaiser. „Das L,“ antwortete Herr v. Heinke. Wieder knallte die Büchse. Da lief ein Keiler über das Schussfeld. „In welches Auge soll ich ihn treffen?“ fragte der Kaiser. „Ins linke,“ lautete die Antwort. Der Schuß fiel und der Keiler brach nieder. Die Kugel hatte das linke Auge getroffen. Als die Jagd abgeblasen war, schritt der Kaiser mit dem Oberjägermeister nach dem Wegsilde, und auch die Jagdgesellschaft kam heran. Die beiden Fugeln hatten die Buchstaben D und L in der Mitte durchschlagen! Jeder Buchstabe war kaum vier Zentimeter hoch.

— Die Pariser Polizei machte unlängst eine eigenartige Entdeckung. Bei einer von mehreren Sicherheitsbeamten vorgenommenen Razzia wurden unter anderen Obdachlosen und Vagabunden auch ein in Kleidung und Aussehen vollständig heruntergekommener Mensch mit Namen Henri Brun aufgegriffen. Auf die Frage des Polizeikommissars entgegnete Brun, daß er es nicht notwendig habe, ein solches Leben zu führen, da er Millionär sei.

Nur aus Liebe zu Abenteuern und nächtlichen Streifzügen mit Strolchen und Vagabunden habe er auf Geld und Bequemlichkeit verzichtet. Der Beamte maß naturgemäß diesen Aussagen keinen Glauben bei, zog dann aber auf den Wunsch des Verhafteten bei einem ihm näher bezeichneten Rechtsanwalt der franz. Hauptstadt Erkundigungen ein und erfuhr in der Tat, daß Brun bei dem Rechtsanwalt etwa 500 000 Frks. deponiert und außerdem von seiner Großmutter ungefähr 2 Millionen Frank geerbt habe. Da Brun weiter keine Straftat zur Last gelegt werden konnte, wurde der sonderbare Freund der Vagabunden wieder entlassen.

(Pferde zum Ziehen zu bringen.) Von sehr geschätzter Seite schreibt man dem N. L.: Im Neuen Tagbl. Nr. 51 wird unter den Vermischten Nachrichten berichtet: „Eine ganz scheußliche Tierquälerei ließ sich am vergangenen Montag einer der Jahrburschen eines Sandgrubenbesizers in Bebra zu schulden kommen. Das rechte Pferd wollte nicht ziehen; insgedessen band er die Zunge des Tieres an einen Strick und schlang diesen um die Deichsel, damit das Tier durch den Anzug des Sattelpferdes zum Ziehen gezwungen wurde. Bevor es aber hiezu kam, sprang das gequälte Pferd zurück und riß sich die Zunge fast ganz heraus. Der Tierquäler wurde sofort verhaftet.“ — Nun ist mir aber noch nie ein Fall vorgekommen, daß ein Pferd nicht zum Ziehen gebracht werden konnte und zwar ohne jegliche schlechte Behandlung, wenn die Sache folgendermaßen angefaßt wird: Man schirre das Pferd im Stall ohne Kopfzeug auf, spanne es an ein sog. Drittel, an dem ein Strick befestigt ist, der durch eine in der Höhe des gewöhnlichen Zugs aufgehängte Rolle geleitet wird, um dann durch eine zweite an der Decke befestigte geführt zu werden. Am Ende des Stricks bringt man ein schweres Gewicht an. Dieses muß auf dem Boden ruhen, wenn das Tier von der Krippe zurücktritt. Sobald es fressen will, muß es das Gewicht in die Höhe ziehen. Wohl wird es am ersten Tag anziehen, um sofort wieder zurückzutreten. Die Lust zum Fressen treibt es aber bald wieder vor, allmählich gewöhnt es sich an die Last und nach drei Tagen ist es meist so weit, daß es der Last gar keine Beachtung mehr schenkt und ruhig an dem Futter stehen bleibt, dann kann es auch als zugest gelten; selbstredend muß es nachts gespannt werden. — Diese Methode empfiehlt allen ein alter Praktikus.

(Zur Haftpflicht der Gastwirte.) In einem Gartenetablissement in Hannover begab sich ein Kaufmann, der dem Konzert bewohnte, auf die Suche nach der „Herrentoilette“, öffnete eine in den Saal mündende Tür mit der Aufschrift „Herrentoilette“ und stürzte eine Treppe von mehreren Stufen, die sich dicht hinter der Tür befindet, herunter; er brach dabei den linken Arm, dessen Handgelenk nach sachverständigem Urteil steif bleiben wird. Zur Endurteil wurde dem Verletzten ein Schmerzensgeld von 1500 Mark und eine jährliche Entschädigung von 660 Mark zugesprochen. Der Wirt war bei dem Allgemeinen Deutschen Versicherungsverein in

Stuttgart versichert, doch trifft ihn das Urteil immer noch hart genug, da der Versicherte 10 Prozent der Entschädigungssumme besteuern muß.

— Hochzeitsgedenktage feiert man zur Zeit nur selten, höchstens den 10., 25. usw. Wer aber Lust hat, die Wiederkehr seines Hochzeitstages öfter festlich zu begehen, kann sich an folgende Zusammenstellung halten. Nach 1 Jahr feiert man die baumwollene Hochzeit, nach 3 Jahren die lederne, nach 5 Jahren die hölzerne, nach 10 die zinnerne, nach 12 die seidene oder leinene, nach 15 die Kristall-, nach 20 die Porzellan-, nach 25 die Silber-, nach 30 die Perlen-, nach 40 die Rubinen-, nach 50 die goldene und nach 60 Jahren die diamantene Hochzeit.

(In der Religionsstunde.) Schulinspektor: „Warum versteckte sich Saul, als man ihn zum Könige gewählt hatte?“ — Lange sitzt die kleine Schar stumm da, bis endlich der Sohn eines Gastwirts antwortet: Er war hange, er sollte wat utgeben.“

(Der Kognak.) Um 3 Uhr morgens soll das Regiment zur Besichtigung ausrücken. 5 Minuten vor 3 betritt Rittmeister v. K. das Kasino: „Ordonnanz, einen Kognak, aber einen meterlangen“ — — „So! Jetzt schenken Sie nochmal ein, Sie Vieh, und das trinken jetzt Sie!“ — „So, und dann schenken Sie noch einmal ein und das trinken Sie auch! So! Und weil alle guten Dinge drei sind, schenken Sie noch einmal ein, und das trinken Sie jetzt auch. So! Und jetzt wissen Sie vielleicht, was Sie Ihrem Herrn Rittmeister eingeschenkt haben, Sie Vieh?“ — „Salatöl! Herr Rittmeister!“

(Kühner Schluß.) Kind: „Der Kaffee ist schon kalt!“ Gouvernante: „Macht nichts, kalter Kaffee macht schön!“ Kind: „Dann müssen Sie aber den Kaffee immer furchtbar heiß getrunken haben!“

Gemeinnütziges.

(Weiße und graue Filzhüte zu reinigen.) Man mische entweder Arrowoot oder Magnesia (Apothekel) mit kaltem Wasser, daß es einen Brei bildet und bestreiche mit demselben mittelst einer kleinen Bürste den Hut, bis er ganz davon bedeckt ist, lasse ihn vollkommen im Schatten trocknen, klopf das Größte vorsichtig ab und bürste ihn anfangs mit einer gröberen, später mit einer weicheren Bürste sorgfältig ab. Läßt man die Hüte nicht zu schmutzig werden, so werden sie durch dieses Verfahren wieder wie neu.

— Um Motten aus Polstermöbeln zu vertreiben, muß man dieselben ausschweifeln. Das Sofa stellt man auf Stühle und darunter ein Gefäß mit Kohlen, auf welche man Schwefel streut. Türen und Fenster schließt man und entfernt sich, sobald sich die Schwefeldämpfe entwickeln, da dieselben dem Menschen schädlich sind. Sämtliche Motten nebst ihren Eiern werden dadurch getötet. Es ist aber zu beachten, daß empfindliche Farben durch die Schwefeldämpfe leicht Schaden nehmen, weshalb man erst mit aller Vorsicht einen Versuch im Kleinen anstellt.

(Sehr große Eier zu erzielen.) In manchen Gegenden legen die Hühner im Sommer und Winter Eier, die oft 85

Gramm wiegen und meistens doppelte Dotter haben. Um dies zu bewirken, werden alle in den Wäldern wachsenden großen Schwämme, die giftigen ausgenommen, gesammelt, getrocknet und zu Pulver gestoßen. Man zerkleinert die Schalen der Leinknoten in Wasser, rührt Roggen- und Weizenmehl dazu, desgleichen vom Schwammpulver 1¹/₂mal so viel, als das Gewicht der Leinhülsen beträgt, und ebensoviel gestoßene Eichen. Alles dieses wird zu einem Teig geknetet und von diesem den Hühnern täglich etwas in Stücken von der Größe der Erbsen oder Bohnen vor- geworfen.

Unterhaltendes.

Meine offizielle Frau.

Von Col. Richard Henry Savage.

(Fortf.) (Nachdruck verboten.)

„Es ist mir Pflicht und Freude, meine amerikanischen Verwandten in die Gesellschaft einzuführen,“ rief Frau Weletsky, worauf sich ein freundschaftlicher Streit darüber entspann, wer meiner „offiziellen Frau“ die Ehren von St. Petersburg erweisen sollte. Fräulein Dofia, die in die besagte Dame völlig verliebt zu sein schien, unterstützte die Ausführungen ihrer Schwägerin durch Küsse und Liebkosungen aller Art.

Wie lange dies gedauert haben würde, wenn jetzt nicht Sascha, hübscher und leichtsinniger als je, hereinpaziert wäre, weiß ich nicht zu sagen.

„Endlich, liebe Laura,“ rief er und gab meinem Weib einen viel zu vetterlichen Kuß; dann hielt er plötzlich inne, sah sich um und biß sich auf die Lippen, als er seine Braut erblickte, die ziemlich unüberlegt ausrief: „Aber Sascha, du hast mir doch gesagt, du habest den ganzen Tag Dienst.“

„Gewiß, liebe Dofia, aber ich habe mich eine halbe Stunde gedrückt, weil ich doch meine amerikanischen Verwandten begrüßen mußte,“ erwiderte er nachlässig; nachdem er sich noch einen Augenblick an der allgemeinen Unterhaltung beteiligt hatte, führte er die junge Dame beiseite, offenbar um seinen Frieden mit ihr zu machen, wenigstens hörte ich ihn im Vorbeigehen sagen: „Aber sie ist ja Großmutter — eine Großmutter, liebe, kleine Dofia.“

„Ja, aber eine so reizende,“ flüsterte die schöne junge Russin.

Mittlerweile waren die Karten mehrerer Verwandter der Weletsky und einiger der uns auf dem Bahnhof vorgestellten Bekannten der Fürstinnen Palitzin heraufgebracht worden und bald war unser Zimmer voll hübscher Damen und vornehmer Männer, unter denen sich meine „offizielle Frau“ mit einer Anmut und Liebesswürdigkeit bewegte, die ihr alle Herzen gewann. Auch der Sekretär unserer Gesandtschaft war erschienen, weil er von den Erfolgen seiner Landsmännin gehört hatte. Von allen anwesenden Herren war aber Sascha am häufigsten an der Seite meiner offiziellen Frau zu sehen, ihm wandte sie sich am öftesten zu und überschüttete sie mit Huldigungen in Worten und Blicken, ohne die traurigen Augen seiner jungen Braut zu beachten, die er vernachlässigt in einer Ecke sitzen ließ.

Ich selbst saß meistens neben Frau Weletsky und beriet mit ihr und der Fürstin Palitzin über die zweckmäßigste Einteilung der kurzen Zeit unsres Aufenthaltes in der Hauptstadt, wobei ich wohl be-

merkte, daß Olga keine Einwendung gegen unsre baldige Abreise mehr machte, seit sie ihren hübschen Neffen an der Seite meiner Frau beobachtet hatte. Es wurde verabredet, daß wir diesen Abend im engsten Familienkreise bei Weletsky speisen und die Fürstin auf den Ball bei Ignatjew begleiten sollten. Plötzlich sprang ich verwundert auf.

In dem Gemach stand ein hübsches Klavier, an das Fräulein Dofia meine Frau herangeschmeichelt hatte, nachdem sie es müde geworden war, zuzusehen, wie ihr Verlobter einer andern huldigte und nun hörte ich Helene freundlich sagen: „Meine Stimme wollen Sie hören? Gerne, nur bin ich ein wenig außer Übung. — Nein, danke, ich singe ohne Noten, dann brauche ich auch keinen Cavalier zum umblättern.“ Die letztere Bemerkung galt dem dienstbereiten Sascha.

Im nächsten Augenblick erklang „The Suwannee River“ mit der ganzen rührenden Lieblichkeit, die die Nilsson in diese alte Negermelodie zu legen pflegte. Wir riefen alle nach mehr und nun sang diese reichbegabte Verschwörerin „Home, sweet home“ so ungekünstelt, aber so rührend, aber so göttlich schön, daß man die Patti zu hören glaubte und wir noch alle schweigend da saßen, als der letzte Ton längst verklungen war.

Nach einem Sturm von begeisterten Beifall für diese so himmlisch gesungenen amerikanischen Lieder und einem Strom von Einladungen empfahlen sich alle unsre Gäste — selbst Sascha. Es war so kurz vor Essenszeit, daß es auch für ihn Pflicht der Höflichkeit war, sich zu entfernen. Als er ging, geleitete Helene eben die letzte Dame bis zur Tür und ich vernahm die Worte: „Vergessen Sie mich gewiß nicht, wenn Sie diesen Winter nach Paris kommen — hier ist meine französische Adresse.“ Dabei brachte sie ein mit einem künstlerisch ausgeführten Monogramm verziertes Etui zum Vorschein und händigte der Dame eine Karte ein.

Die Dame verschwand und ich stand sprachlos da über diesen Vorgang; sobald wir allein waren, flüsterte ich Helene zu: „Nun haben Sie sich verraten!“

„Wieso?“ fragte sie gleichgültig. „Wieso? Indem Sie dieser Russin Ihre Karte gaben — sobald sie dieselbe lieft, ist alles entdeckt.“

„Glauben Sie wirklich, daß dies so gefährlich ist?“ sagte sie und lachte. „Sehen Sie sich doch die Sache näher an.“ Damit hielt sie mir das Etui hin, das die Anfangsbuchstaben des Namens meiner rechten Gattin trug, „L. M. L.“ und Karten enthielt, wie sie meine Laura in Paris gebrauchte: Mrs. Arthur B. Lenox Nr. 37 Boulevard Malesherbes.

„Sie sehen, die habe ich mir noch in Paris für meine russische Reise drucken lassen. Ich halte etwas auf decartige Kleinigkeiten, Arthurchen,“ stoterte die schöne Verschwörerin. Ich erwiderte nichts, denn ich war ganz verblüfft über diese Schlaueit und Vorsicht.

Gleich darauf rief sie: „Und wie gefallen Ihnen denn meine amerikanischen Lieder?“

„Sie singen wie eine Primadonna,“ sagte ich entzückt, „aber woher kennen Sie diese Lieder meiner Heimat?“

„Ich habe sie gelernt für die Rolle, die ich spiele, für die Rolle der Mrs. Arthur B. Lenox, la belle Américaine,“ erklärte dies merkwürdige Wesen. „O, ich

kann noch mindestens ein Duzend anderer Negerlieder und auch das „Star Spangled Banner.“ Wollen Sie's gerne hören?

Damit fing sie an, dieses patriotische Lied zu singen, während ich bei dem Gedanken stöhnte, wie gerne ich mich wieder unter dem schützenden Sternenbanner befände — weit weg von dem Doppeladler der kaiserlichen Flagge Rußlands.

„Nun habe ich aber ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden in einer Privatangelegenheit,“ sagte ich.

„Das wäre?“

„In erster Linie, Sascha —“

„Jetzt nicht,“ entgegnete sie mit einem Blick auf ihre Uhr. „Ich habe eben noch Zeit genug, mich zum Essen anzukleiden.“

Damit lief sie in ihr Zimmer, blieb aber unter der Türe stehen und rief mir zu: „Sei nur ruhig! Es ist heute alles ganz gut gegangen. Nun schlüpf mal schnell in deinen Frack, Arthur, wie ein herziger, lieber Ehemann.“

„Wie ein verliebter Ehemann!“ gab ich zurück, worauf sie die Türe zuwarf und ich ihrem Rate folgte und mich ebenfalls ankleidete.

Eine Stunde später standen wir miteinander auf dem englischen Quai — hinter uns die schöne Newa, vor uns die gastfreundlichen Pforten der Weletsky, die ich mit Erröten überschritt, denn ich gestattete dem Weib an meiner Seite, an Stelle von Marguerites Mutter die Aufmerksamkeit und Liebe ihrer Verwandten entgegenzunehmen.

Allein nach und nach wurde ich hartschlägig und so mußte ich innerlich lachen, als der Lakai Herrn und Frau Oberst Lenox anmeldete und uns ins Empfangszimmer führte.

Hier fanden wir die ganze Familie versammelt: Constantin, Olga, Sascha und Boris, ferner die beiden Söhne Constantins, von denen der eine Page am Hof, der andre kaiserlicher Kadett war und ein herziges neunjähriges Mädchen, seine Tochter.

Dies reizende Kind, namens Sophie, war von seiner Gouvernante begleitet, einer schönen, jungen Französin von hübscher, geschmeidiger Gestalt in einem ziemlich tief ausgeschnittenen Kleid, die uns von unsrer Wirtin als „Mademoiselle Eugénie de Launay“ vorgestellt wurde.

Während ich mit dem Hausherrn plauderte, beobachtete ich, wie es Helene verstand, ganz unmerklich die Herzen aller Anwesenden zu gewinnen, ganz besonders die der Jüngsten. Der Page vor den ganzen Abend über ihr Page, der Kadett, glänzte ihr zu Ehren mit den feinsten militärischen Formen, während sich die kleine Sophie in ihren Schoß drückte und sie — sehr zu ihrem Leidwesen — „Großmama“ nannte.

„Sie ist nicht deine Großmama,“ sagte Olga und lachte.

„Sie ist die Großmama meines kleinen Betters und muß auch meine sein,“ rief das Kind, „meine Feengroßmama! So heißt sie Sascha! Sascha sagt —“ Sie verstummte unter den Küssen meiner Gemahlin, die ihr Erröten und eine leichte Verlegenheit damit zu verbergen suchte.

Durch dies kindliche aus der Schule Schwätzen kam eine gewisse Verlegenheit über die Gesellschaft; Sascha lachte aber lustig und ich fing einen drohenden Blick auf, den die Französin auf meine Gattin schleuderte, während Olga sagte: „Bst, bst! mein Kind, deine kleine Zunge ist zu lang für dein Alter.“ (Fortf. folgt.)